Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 44 (1940-1941)
Heft: 16

Artikel: Der arme Musikant und sein Kollege
Autor: Horn, Wilhelm von
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-670335

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der arme Musikant und sein Kollege.

Eine schlechte Tat wird überall erzählt; aber wenn einmal eine gute geschieht, schweigt man davon. Drum mag ich nicht still bleiben, wenn ich eine gute Tat hier oder dort höre, und will gleich eine erzählen, die noch nicht gar alt ist.

An einem schönen Sommertage war im Prater zu Wien ein großes Volksfest. Alles strömte hinaus, und jung und alt, vornehm und gering, freuten sich dort ihres Lebens, und es kamen auch manche Fremde, die sich an der Volkslust beteiligten. Wo fröhliche Menschen sind, da hat auch der etwas zu hoffen, welcher an die Barmherzigkeit seiner glücklicheren Mitmenschen gewiesen ist. So waren denn hier eine Menge Bettler, Orgeldreher und dergleichen, die sich ihren Kreuzer zu verdienen suchten.

In Wien lebte damals ein Invalide, dem seine kleine Pension zum Unterhalt nicht ausreichte. Betteln mochte er nicht. Er griff daher zur Violine, die er von seinem Vater erlernt hatte, der aus Böhmen war. Er spielte unter einem alten Baume im Prater, und seinen treuen Pudel hatte er so abgerichtet, daß dieser vor ihm saß und den schlechten Hut im Munde hielt, in den die Leute die paar Kreuzer warfen, die sie ihm geben wollten. Heute stand er auch da und geigte, und der Pudel hielt den Hut; aber die Leute gingen vorüber, und der Hut blieb leer. Hätten diese den alten Musikanten nur einmal angesehen, sie würden gewiß Barmherzigkeit mit ihm gehabt haben. Dünnes, weißes Haar deckte kaum seinen Schädel; ein alter Soldatenmantel war sein Kleid. Gar manche Schlacht hatte der Invalide mitgekämpft, und fast jede hatte ihm einen Denkzettel angehängt, bei dem für das Verlieren keine Sorge nötig war. Nur drei Finger an der rechten Hand hielten den Bogen. Eine Kartätschenkugel hatte die zwei andern bei Aspern mitgenommen, und fast zu gleicher Zeit riß ihm eine größere Kugel das Bein weg. Und doch sahen heute die fröhlichen Leute nicht auf ihn, und er hatte gar für den letzten Kreuzer Saiten auf seine Violine gekauft und spielte mit aller Kraft seine gewöhnlichen Märsche und Tänze. Traurig sah der alte Mann auf die wogende Menschenmasse, auf die fröhlichen Gesichter, auf die stolze Pracht ihres Putzes. Bei ihrem Lachen drang ein Stachel in seine Seele; — heute abend mußte er hungern auf seinem Strohlager im Dachstübchen. Sein Pudel war in der Tat besser dran; er fand doch vielleicht auf dem Heimwege einen Knochen unter einem Rinnsteine, an dem er seinen Hunger stillen konnte.

Schon war's ziemlich spät am Nachmittage. Die Hoffnung des geigenden Invaliden war so nahe am Untergange wie die Sonne; denn schon kehrten die Lustwandler zurück. Als endlich alles fruchtlos blieb und die müde Hand den Bogen nicht mehr führen konnte, auch sein Bein ihn kaum noch trug, setzte er sich auf einen Stein, stützte die Stirn in die Hand, und die Erde trank einige heimliche Tränen, und die sagt's nicht weiter.

Ein stattlich gekleideter Herr aber, der dort in der Nähe am Stamme einer alten Linde lehnte, hatte den unglücklichen Musikanten, ohne von diesem bemerkt zu werden, schon eine Zeitlang mit tiefempfundenem Mitleid betrachtet, auch zuletzt gesehen, wie die verstümmelte Hand die Tränen abwischte, damit das Auge der Welt die Spuren nicht sehe. Da war's diesem Herrn, als wenn die Tränen des Alten wie siedend heiße Tropfen auf sein Herz gefallen wären, und er trat rasch hinzu, reichte ihm ein Goldstück und sagte: „Leihet mir Euere Violine ein Stündchen!" Der Invalide sah voll Dankes den Herrn an, der mit der deutschen Sprache so holperig umging wie er mit der Geige. Was er wollte, verstand der Alte doch und reichte ihm seine Violine. Die war nun so schlecht nicht; nur der gewöhnliche Geiger kratzte so übel. Der Herr stimmte sie glockenrein, stellte sich darauf ganz nahe zu dem Invaliden und sagte: „Kollege! Nun nehmt Ihr das Geld, und ich spiele." Der fing denn nun an zu spielen, daß der Alte seine Geige neugierig betrachtete und meinte, sie sei es gar nicht mehr; denn der Klang ging wunderbar in die Seele, und die Töne rollten wie Perlen dahin. Manchmal war's, als jubilierten Engelstimmen in der Geige, und dann wieder, als klagten Kinder des Elends ihr schweres Leid aus derselben, und das Herz der Zuhörer ward so bewegt, daß die Augen feucht wurden.

Jetzt blieben die Leute in Menge stehen und sahen den stattlichen Herrn an und horchten auf die wundervollen Töne; jeder sah's, der Mann geigte für den Armen; aber niemand kannte ihn. Immer größer wurde der Kreis der Zuhörer. Selbst die Kutschen der Vornehmen hielten an. Und was die Hauptsache war, jeder sah ein, was der kunstreiche Fremde beabsichtigte, und gab reichlich. Da fiel Gold und Silber in den

Hut und auch Kupfer, je nachdem das Herz und die Börse war. Der Pudel knurrte. War's Vergnügen oder Ärger? Er konnte den Hut nicht mehr halten, so schwer war er geworden. „Macht ihn leer, Alter!" riefen die Leute dem Invaliden zu, „er wird noch einmal voll!" Der Alte tat's, und richtig, er mußte ihn noch einmal leeren in seinen Sack, in den er die Violine zu stecken pflegte. Der Fremde stand da mit leuchtenden Augen und spielte, daß ein Bravo! über das andere schallte. Alle Welt war entzückt. Endlich ging der Geiger in die prächtige Melodie des Liedes über: Gott erhalte Franz den Kaiser! Alle Hüte und Mützen flogen von den Köpfen; denn die Österreicher liebten ihren Kaiser Franz von ganzem Herzen, und er verdiente es auch; allgemach wurde der Volksjubel so groß, daß plötzlich alle Leute das Lied sangen. Der Geiger spielte in der größten Begeisterung. bis es zu Ende war; dann legte er rasch die Violine in des glücklichen Invaliden Schoß, und ehe der alte Mann ein Wort des Dankes sagen konnte, war der Virtuose fort.

„Wer war das?" rief das Volk.

Da trat ein Herr vor und sagte: „Ich kenne ihn sehr wohl; es war der ausgezeichnete Geiger Alexander Boucher, welcher hier seine Kunst im Dienste der Barmherzigkeit übte. Er lebe hoch!"

„Hoch! hoch! hoch!" rief das Volk.

Und der Invalide faltete seine Hände und betete: „Herr, belohne du's ihm reichlich!"

Und ich glaube, es gab an diesem Abend zwei Glückliche mehr in Wien. Der eine war der Invalide, der nun weithin seiner Not enthoben, und der andere Boucher, dem sein Herz ein Zeugnis gab, um das man ihn beneiden möchte.

Wilhelm von Horn.

Die letzte Seite.

Je nach Temperament, Alter, Geschlecht, Beruf oder je nach dem Grad der politischen Betätigung liest man in der neuesten Nummer des Leibblattes zuerst den Leitartikel, die neuesten Nachrichten, Unfälle und Verbrechen, das Feuilleton oder die letzte Seite mit den Inseraten und den Todesanzeigen. Unsere Mutter hat sich von jeher zuerst nach den Todesfällen erkundigt. Brachte die Post das „Volksblatt von Steig", und bekam Mutter das Blatt zuerst in die Hände, so warf sie rasch einen Blick auf die letzte Seite, legte hernach die Zeitung auf den Tisch und ging wieder ihrer Arbeit nach. Erwischte aber der Vater oder eines von uns Kindern das Blatt zuerst, so kam regelmäßig Mutters Frage: „Wer ist gestorben?" — Wir Kinder, die wir uns am meisten für Unglücksfälle und Verbrechen interessierten, lachten gelegentlich über diese Frage, und auch der Vater, der den Leitartikel bevorzugte, reklamierte etwa, indem er sagte: „Die Mutter interessiert sich nur für die Toten!" — Selbstverständlich war dies kein Vorwurf, sondern nur eine kleine Neckerei. Wir wußten nämlich zu gut, daß Mutter für sehr vieles Interesse haben mußte, da sie nicht bloß unsern Haushalt und einen zum Hause gehörenden großen Acker besorgte, sondern daneben noch als Wäscherin und Taglöhnerin einige Batzen verdiente und außerdem es fertig brachte, gesangsfreudiger und glaubensstarker Mittelpunkt unserer Familie zu sein. Wenn sie dabei das Volksblatt nicht so gründlich studierte wie der Vater, sondern außer den Todesanzeigen gewöhnlich nur noch das Feuilleton las, so beruhte dies keineswegs auf Gleichgültigkeit, sondern darauf, daß die Arbeiten gehäuft waren.

Nun begab es sich zur Zeit, da ich in die dritte Klasse Primarschule ging, daß der Vater seinen Arbeitsplatz wechselte und eine Stelle annahm an einem größeren Industrieort. Jeden Morgen reiste er mit der Bahn nach Z. und kehrte abends spät wieder in unser Dorf zurück. Um sich Lesestoff zu verschaffen für die langen Bahnfahrten, abonnierte er nun statt des wenig umfangreichen und nur dreimal wöchentlich erscheinenden Volksblattes das dreimal täglich erscheinende „Neue Tagblatt". Wir Kinder fanden dies großartig, boten uns doch die großen Inseratenbilder dieser Zeitung Ersatz für mangelnde Zeichen- und Malbücher. Die Mutter aber war höchst unzufrieden. Von Zeit zu Zeit protestierte sie gegen das Tagblatt mit der Begründung: „Man erfährt ja nicht einmal, wer gestorben ist!" Selbstverständlich brachte auch das Tagblatt täglich einige Todesanzeigen, jedoch keine aus unserer Gegend. Doch Vater behauptete: „Man hält sich doch keine Zeitung wegen den Toten! Stirbt jemand aus unserem Bekannten- oder Verwandtenkreis, so erfahren wir es ja durch die Leichenbitterin, oder wir erhalten eine persönliche Anzeige. Auf jeden Fall erlaubt unser Budget keine zweite Zeitung." Und Mutter gab sich wieder einige Zeit geschlagen.

Einmal aber kam es tatsächlich vor, daß Mutter nichts erfuhr vom Hinschiede einer Schulkameradin, der sie gerne an das Begräbnis gegangen